

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 23 (1933)
Heft: 38

Artikel: Margret [Fortsetzung]
Autor: Hügli, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647095>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 38 - 1933 *

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

* 23. Jahrgang

Zwei Gedichte von Walter Dietiker.

GANG IM HERBST.

Der Weg im Wald führt mich zutal, Und aus den Wipfeln allen Kommt leis auf einem Sonnenstrahl Ein welkes Blatt gefallen.	Der Strahl gibt einen goldnen Klang, Das Blatt wallt mir zu Füßen: Als meines Herbstes Aufgesang Scheint mich das Blatt zu grüssen.	Wie schön ist auch des Herbstes Weg, Wenn goldne Strahlen läuten Und wir auch auf dem letzten Steg Auf goldnen Spuren schreiten.
---	--	---

BLÄTTERFALL.

Des Sommers Gold sinkt in den Staub,
Und leise raunen Wehmutslieder:
Von kleinen Bäumen fällt das Laub,
Von hohen schwebt und wallt es nieder.

Der Kleine, lassend was er liebt,
Wirft's wie gebrochen hin zur Erde —
Der Grosse, der sein Letztes gibt,
Schenkt es mit heiliger Gebärde.

Margret. Novelle von Emil Hügli. Aus dem Bande „Um der Liebe Willen“. (Verlag von W. Schäfer, Schkeuditz.) 2

So war im Laufe der Jahre aus dem kleinen Gretchen eine stattliche Grete geworden, deren fein geschnittenes Gesicht mit den schwarzen Träumeraugen, deren lange dunkelbraune, meist in zwei dichte Zöpfe geflochtene Haare, deren ganze schöne Gestalt manch einen Blick auf sich zog, wenn sie leichten Schrittes über die Straße ging, um irgend eine Besorgung zu machen.

Wie andere Mädchen in diesem Alter, sollte auch Margret auf ein Jahr ins Welschland gehen, um dort — wie es in der Stadt die gute Sitte gebot — ihre französischen Sprachkenntnisse zu vollenden. Wirklich war sie auch nach Absolvierung der Schule mit einer Schulgenossin verreist; aber nach drei Tagen kehrte sie zur Mutter zurück. Das Heimweh ließ ihr keine Ruhe, und sie wäre, wie der Arzt konstatierte, „in der Fremde“ gewiß ernstlich krank geworden.

Tage, Wochen, Monate vergingen in stetem gleichem Lauf. Einsamkeit und Lebenscheu blieben die Genossen der beiden Frauen bei Tag und Nacht; zwischen Küche, Ess- und Schlafzimmer spielte sich ihr Dasein ab; nur ein kurzer Sonntagspaziergang brachte hin und wieder ein neues Bild, einen frischen Windzug in die verträumten, weltfremden Köpfe der Beiden, die sich auch in ihrem Äußern immer mehr ähnlich sahen, nur daß über Margrets Zügen noch der Zauber der ersten Jugend lag.

Die Fülle ihrer Haare war dunkler, die weiße Stirn höher, die feine Nase kühner geschwungen; vor allem aber leuchteten ihre Augen tiefer und rätselvoller, und ihr Mund zeigte bei herb geschlossenen Lippen eine markante, charaktervolle Linie. Ihr Wesen bekam mit den Jahren immer deutlicher denselben verschlossenen Zug, wie jenes der Mutter; allein, was bei Frau Siegwart durch Leid und trübe Lebenserfahrung als selbstverständlich erschien, war bei Margret nur eine künstliche Hülle, die mit feinem Gewebe die lebenverlangende Kraft ihres jungen Daseins umschloß, eine Hülle, die bei der ersten Berührung mit einem glühenden Funken in rascher Flamme sich verzehren und ihr ganzes, seit Jahren aufgespeichertes Glückverlangen freigegeben mußte.

Und der Tag kam, der jene Flamme brachte.

Ein frühzeitiger Frühling war ins Land gekommen. Vom Balkon der Wohnung aus sah Margret, wie jenseits des Städtchens die Wiesen und Acker sich mit neuem Grün bezogen und wie aus dem Schatten des am fernen Berg- abhang sich auftürmenden Tannengehölzes das lichte Grün jungen Buchenlaubes sich hervordrängte. Drüben auf dem sonnigen „Stadtfeld“ sah man hier und dort etwas Buntes sich bewegen, sich aufrichten, zusammenschrumpfen und wieder wachsen: das waren junge Mädchen, die dort die ersten

Beilchen pflückten — und wirklich kam es mit der würzigen Frische oft wie Beilchenduft herübergezogen.

Margret sah nach der frühlinggrünen Ferne, als plötzlich ein klingendes Spiel ertönte und ein jubelnder Marsch aus den Mauern des Städtchens emporstoll. Zum erstenmal im Jahr zog an diesem maifrischen Sonntag die Musik durch die Straßen.

Ein großes Glücksgefühl kam über Margret, und von einem plötzlichen Uebermut befallen, schritt sie im Takt zu den singenden, pfeifenden, jubelnden Tönen ins Zimmer, stellte die kleinen Füße mit militärischer Behemenz zu Boden, marschierte so dicht an die Mutter heran und gab dieser, eben als der letzte Klang herübertönte, einen tüchtigen Kuß.

„Aber Greti“, sagte erstaunt Frau Siegwart, „was ist denn mit dir heute? Wie bist du ausgelassen!“

„Nichts, Mutti, nichts“, antwortete Grete, „nur fröhlich bin ich; draußen ist lachender Sonnenschein, und ... hast du denn nicht gehört, mit welch hübschem Spiel die Musik eben vorüberzog? Weiß du, was ich mir wünsche? Erträgst du's? ... Ins Konzert möcht ich gehen und zwar gleich heut Nachmittag!“

„Was dir nicht einfällt“, entgegnete die Mutter in vorwurfsvollem Ton; doch hatte sie im Ernst nichts gegen den Vorschlag einzuwenden — war sie doch heute selbst recht heiter gestimmt, — und so setzte sie fröhlich hinzu: „Also gut, du sollst nicht glauben, ich sei ein altes, griesgrämiges Großmutter — ich mach' mit.“

Der Konzertgarten, wo das Stadtorchester spielte, lag jenseits der Stadt auf einer Anhöhe, die einen freien Blick auf das tiefe, vom grünen Fluß durchzogene Tal die sonntäglich stille Stadt, nach den Bergen, Wäldern, Wiesen und Dörfchen, sowie nach der Kette der fernen, mit weißem Schnee bedeckten Alpen gewährte.

Ein fast undurchdringliches Blätterdach alter Kastanienbäume gab hier im Sommer kühlen Schatten. Da es erst Frühling war und die Blätter noch nicht ihre volle Größe erreicht hatten, fielen noch helle Sonnenstrahlen zwischen den Bäumen auf den Kies — dafür war man aber auch im Mai, wo die Sonne nur milde scheint, das Auge für neuen Glanz dankbar ist und die Wärme noch wohlthuend wirkt.

Als Frau Siegwart und Margret kurz vor drei Uhr hier eintrafen, war der Garten wohl schon zur Hälfte besetzt; wie das wimmelte, schwirrte und glänzte von hellen und bunten Sonntagsgewändern und duftigen, blumengeschmückten Frühlingshüten, die im hellen Sonnenglanz neben den eintönig dunklen Kleidern der Herren leuchteten.

Auch Margret und ihre Mutter hatten sich heute besonders sorgfältig herausgeputzt. Frau Siegwart in schlichter schwarzer Seide und Grete in hellem Kaschmirkleid boten einen freundlich sonntäglichen Anblick. Grete hatte die breiten dunkelbraunen Zöpfe zu einem reichen Knoten im Nacken aufgesteckt. Leichten Ganges, menschenfleh die Augen niederschlagend, schritt sie am Arm der Mutter durch die Reihen der Gäste. Endlich fanden sie am Rand der Terrasse, nahe an dem mit goldenen Knäufen gezierten Thyrjosstabgeländer einen kleinen Tisch mit zwei Stühlen frei, wo sie sich, wenn auch an einer etwas „exponierten“ Stelle, gemütlich

niederlassen konnten. Hier war der Ausblick ungehemmt und der Platz nicht allzuweit vom Orchester entfernt.

Frau Siegwart bestellte bei der in stattlicher Landestracht einherstolzierenden Kellnerin Wein und Gebäck, und kaum war dies aufgetragen und die Gläser bis zum Rand mit dem dunkelroten Trank gefüllt, als auch schon der Taktstock des Dirigenten klopfte und das orchestrale Musizieren und Jubilieren einsetzte. Ein paar Takte waren, die flüchtige Zeit mit heitern Tönen messend, klingend vorübergeeilt, als es schon in Margrets Innerm wie im Echo zu klingen und singen begann.

Ein Gefühl, wie sie es noch nie empfunden, bemächtigte sich ihrer; ihre Kehle spannte sich vor glücksesätigtem Uebermut, in den feinen Händen zitterte ein wohliges Prideln, ihr Busen hob und senkte sich im Gleichtakt mit den frohen Melodien, und ihre Augen, die jetzt wie kleine Sonnen strahlten, sahen den reichen Glanz des Frühlingstages begierig ein. —

Ihr gegenüber saß die Mutter und ließ mit andächtiger Singsingung das Ohr den Weisen — allein, solange die Musik erklang, schien Margret jene nicht mehr zu beachten, ihre Blicke schweiften verträumt weit ins Land hinaus.

Ihr war, als wandelte sie leichten, schwebenden Schrittes durch die Wälder und Matten, als trügen sie Flügel bis ans Ende der Welt. Dort drüben schimmerte bläulich der bewaldete Berg, und schon trug sie ein lodender Wunsch durch die grünen Hallen! Rief da nicht oben der Auckuck, rauschte ihr nicht zur Seite der fröhliche Bach und sauste nicht in den hohen Tannenwipfeln der spielende Wind?

Jetzt sang am sonnigen Wiesenhang die Mähderin ein Lied, und aus dem Waldesschatten hervor trat der Mäher und jauchzte der Liebsten seinen Gruß entgegen.

Nun eilte er auf sie zu und drückte dem jungen Weib einen herzhaften Kuß auf den sonnengebräunten Nacken. Wie heiter sie lachten ... wie leicht da die schwere Arbeit von staten ging. Jetzt weckte er seine Sense mit dem Stein; wie ferner Glockenklang tönte es durch die Luft, den das Echo des Waldes leise erwiderte! Doch mählich ging ihre Arbeit zu Ende. Vom Dörfchen drunten im Tal klang das Feierabendgeläute empor. Der Mäher wischte mit einem Büschel frischgeschnittenen Graßes die Sense sauber, auch die Mähderin tat desgleichen; nun schritten sie mit geschulterten Sensen, Arm in Arm verschlungen wie Liebesleute, den Bergabhang hinab.

„Und hast du mich auch ewig lieb?“ fragte er seine Liebste. „Ja — bis zum Tod“, antwortete die Mähderin, die immer deutlicher die Gesichtszüge Margrets angenommen ... nun schritten sie zusammen über die Schwelle des Hauses und Dämmerstille trat ein ...

Ein lautes Lärmen und Klatschen schreckte Margret jäh aus ihren Träumereien auf ... und als die Mutter freudig sagte: „Das war schön, nicht wahr?“ schoß der Befragten eine dunkle Welle Blutes ins Gesicht, als müßte sie ein Geheimnis verbergen, und verlegen erwiderte sie: „Ja — eben wunderschön!“

So ging's bei jedem neuen Stück; immer wieder, wenn die Mutter die Pause benützte, um zu Margret ein paar beifällige Worte zu sagen, wachte diese wie aus tiefem

Schlaf und Traum auf und sah mit großen, staunenden Augen umher.

Übermals klang und sang es in den Lüften, abermals begann Margret zu phantasieren. Zuerst schritt sie schattigen Waldesäumen entlang, trat dann wieder in die Sonne, die golden über weiten Wehrehfeldern lag; hoch in den Lüften tirillierte eine Lerche, und alles war schön und wunderbar wie im Märchen. —

Nun war sie plötzlich auch nicht mehr allein, ein fester Arm umspannte ihre Hüften, eine Hand lag schmeichelnd in der ihrigen, und das heitere Gesicht eines jungen Mannes neigte sich zu ihr ... ein lauter Trommelwirbel schreckte die Träumende auf.

Was war das? Hatte sie ihn nicht wirklich gesehen? War sein Gesicht nicht eben in Wirklichkeit vor ihr aufgetaucht?

Eine plötzliche, süße Angst befiel sie und machte ihr Antlitz erglühen.

Als ob sie mit Gewalt sich aus ihrer Verwirrung retten wollte, riß sie die großen Augen weit auf und schaute geradeaus ...

Nein — es war Wahrheit, dort sah er jetzt — von der langsam sinkenden Abendsonne hell erleuchtet. Sein Gesicht hatte er ihr zugewandt und staunte sie an, selbst etwas verlegen. Nun griff er ruhig nach dem Hut, grüßte und blickte dann nach der Spitze des Stodes, mit der er im Ries zu wühlen begann.

Margret sah noch, daß er in Gesellschaft anderer Herren da saß; durch die Wanderung der Sonne war er mählich in das Lichtbereich gerückt, und ohne zu ahnen, was geschah, mußte sie ihn beim Anblick unbewußt in ihre Phantasien miteingesponnen haben, bis er ihre steten Blicke empfand, sich voller ihr zuwandte und sie grüßte.

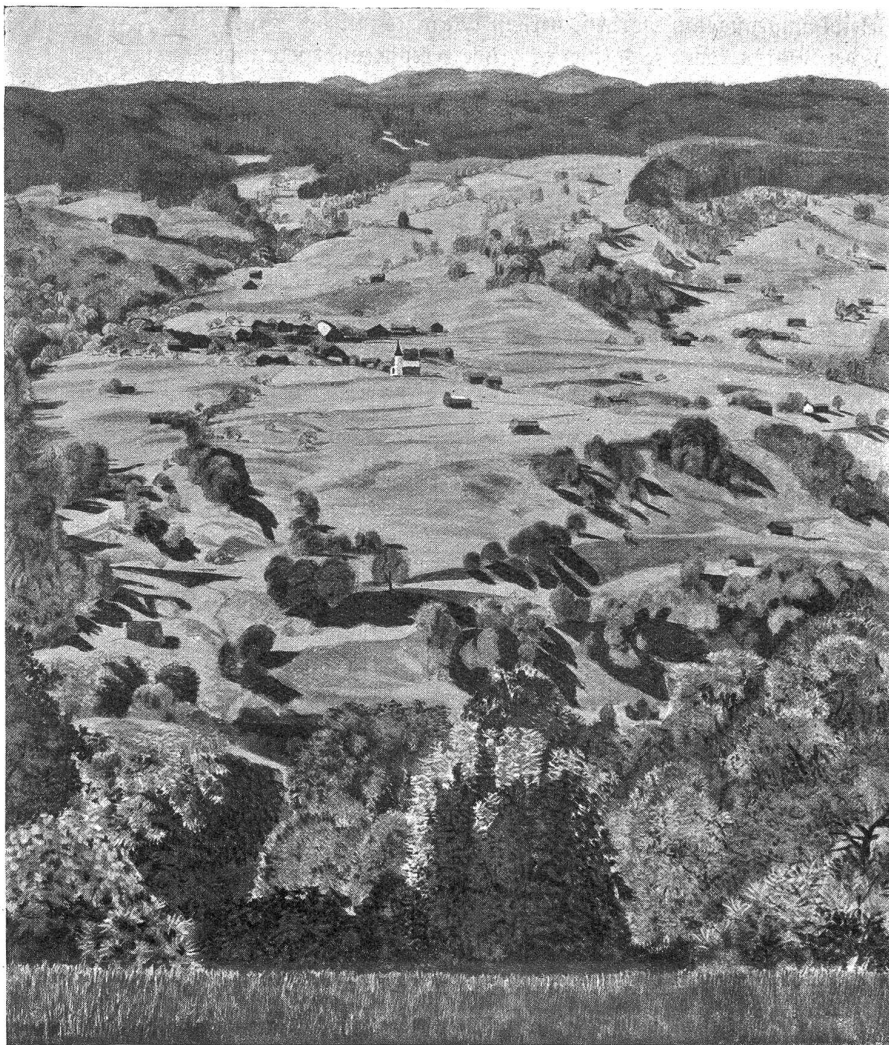
Einige Sekunden bloß hatte diese Bewegung ihrer Augen gedauert, allein mit der Ruhe war es für heute vorbei.

Frau Siegwart, die in sich selbst versunken war, hatte von allem nichts wahrgenommen! Nur als sie sich zu Margret wandte, sah sie auf deren Gesicht die letzte verglimmende Röte, die nur allzu rasch einer feinen Blässe zu weichen schien.

„Ja, ja — die Frühlingsluft!“ sagte sie. „Es wird auf den Abend wieder recht kühl; wenn's dir zu frisch wird, so sag' es, Greti; wir können gehen, wann du willst.“

„So gefährlich ist's nicht“, erwiderte diese. Als sie aber den Konzertzettel betrachteten, zeigte sich, daß man ohnehin bei der letzten Nummer angelangt war.

Hier und dort wurden auch schon Stühle geschoben, Gäste standen auf und verließen den Garten ...



Berglehne mit dem Dörfchen Conters im Prättigau. Tempera von Chr. Conradin.
(Aus dem „Heimatschutz“ 1931.)

„Und doch ist's am Ende besser, wenn wir gehen“, sagte Frau Siegwart, da sie Grete noch blasser werden sah. „Die Frühlingsluft ist falsch und feucht.“ So standen sie denn auf; dabei warf Margret unwillkürlich noch einen Blick nach dem nachbarlichen Tisch. Dort machte sich eben die junge Kellnerin zu schaffen, indem sie anscheinend mit den Herren wegen der Zeche abrechnete. Und jetzt ging es Margret wie ein Stich durchs Herz; eine weiße Hand hielt den nackten, bräunlichen Arm jenes Mädchens einen Augenblick lang zärtlich umfaßt und zuckte nun beim Schieben ihres Stuhles mit Blitzesschnelle zurück. War das „feine“ Hand gewesen? Sie konnte es nicht unterscheiden. Aber wenn dem so gewesen wäre? Der Gedanke tat ihr weh, verursachte ihr tatsächlich Schmerzen, wie sie solche noch nie empfunden hatte.

Nein, „er“ war es gewiß nicht gewesen; sie suchte sich dazu zu überreden, und dennoch glaubte sie gerade seine Hand erkannt zu haben ... aber wenn auch, was ging es sie denn an?

Sie vermochte nicht, sich Rechenschaft zu geben; doch beschäftigte sie der Gedanke in einem fort, ließ ihr keine Ruhe mehr und machte sie immer verwirrter. Ernst vor sich hinstarrend, als wäre ihr ein Unrecht geschehen oder eine

Beleidigung angetan worden, verließ Margret mit der Mutter den Garten, wo sie ihre erste große Freude und, wie ihr jetzt dünken wollte, auch ihr erstes Leid erfahren hatte.

Viele Leute sahen den selten gesehenen Frauen nach, die, unbekümmert um die umgebende Welt, mit anmutigem Stolz durch die Reihen der Gäste dahinschritten und zum großen Gittertor hinaustretend in die Straße einbogen.

Hier wagten sie es endlich wieder, ein paar Worte miteinander zu wechseln, nebenläufige Bemerkungen, die beinahe verrieten, daß damit mehr verborgen, als mitgeteilt werden sollte.

Sie waren beide einig in dem Urteil, einen schönen Nachmittag genussreich verbracht, und mit dieser übereinstimmenden Bemerkung schienen sie sich auch schon genugsam ausgesprochen zu haben; es war, als hätten sie sich auf demselben Weg grüßend begegnet, um sodann verschiedene Pfade der Erinnerung einzuschlagen.

Freudennüde kamen sie in ihrer stillen, einsamen Wohnung an und schlüpfen alsobald in ihre schlichten Hauskleider. Während Frau Siegwart in die Küche ging, um das Abendessen zu bereiten, flüchtete Margret mit einem Buch auf den Balkon, wo sie sich in einen Lehnstuhl niederließ. Mit dem Lesen war's aber nicht weit her. Sie glitt wohl mit den Augen über die Buchstabenreihen, erfaßte jedoch kaum, was sie sah und mußte oft wohl zehn- und mehrmal denselben Satz durchgehen. Endlich ließ sie das Buch in den Schoß sinken und ihre Gedanken schweiften zurück in den Konzertgarten, wo „er“ gegessen hatte. Sie sah wieder sein hübsches, jugendlich lebensfrohes Gesicht mit den braunen Augen und dem blonden, krausen Schnurrbart, sah, wie er sie lächelnd grüßte und hierauf mit dem feinen Stöcklein verlegen im Sand wühlte.

So oft ihr aber jene Szene wieder in den Sinn kam, wobei die Kellnerin von unbekannter Hand liebkost wurde, suchte sie diese Erinnerung unwillig abzuschütteln. Endlich konstruierte Margret sich die Situation also, daß es unmöglich „seine“ Hand gewesen sein konnte; an dieser Selbsttäuschung hielt sie hartnäckig fest, bis sie selbst daran glaubte und sodann rückhaltlos in der reinen Erinnerung schwelgen konnte.

So kam der Abend heran und die Nacht und die Stunde, da es Zeit wurde, das Lager aufzusuchen. Margret küßte die Mutter auf die Stirn und huschte in ihre Schlafkammer, froh, nun endlich ganz allein zu sein und noch einmal das Erlebnis des heutigen Tages durchkosten zu können.

Raum hatte sie das Licht gelöscht und lag noch mit offenen Augen im Bett, so trugen sie ihre Gedanken von neuem in den Garten zurück. Sie sah wieder der Mutter gegenüber an dem Tischchen, die Sonne leuchtete rings umher und spiegelte sich zitternd im Wein.

Geigen und Flöten, Klarinetten und Trompeten ertönten, während weit draußen die Natur in geheimnisvollem Schweigen harrete ... und wie Margret noch so dalag und mählich ihre müden Augen sich schlossen, verwandelte sich ihre Erinnerung in ein lebhaftes Träumen.

(Fortsetzung folgt.)

Rosen verblühen.

Von Margrit Volmar.

Auf dem Tisch, in der Kristallschale, stehen sie und lassen ihre Blütenblätter müde und trauernd fallen. Erst gestern sind sie vom Strauch geschnitten worden und nun welken sie schon. Hin und wieder löst sich ein Blatt und fällt wie eine schwere Träne auf den Tisch und jedesmal gibt es beim Aufschlagen ein kleines Geräusch, das wie wehes Seufzen durchs Zimmer irrt und die Stille erschreckt aufhorchen läßt. Ueber dem Glutrot der Blumen liegt es wie ein trübender Schleier, die weißen Rosen sind matt und die sonst Goldleuchtenden haben ihr Licht verloren. Es kann ja wohl sein, daß ab und zu ein Sonnenstrahl durch den Raum geht, daß vielleicht sogar für Stunden die Sonne hereinflutet. Aber ihr Licht ist hier nicht mehr gleich voll und strahlend, und ihre Wärme ist nicht unmittelbar. Und das Stücklein des blauen Himmels, das Lannengrün und die goldenen Laubbäume, sie sind fern, unendlich fern hier, und vertiefen nur das Heimweh nach Draußen, dem Herbstduft —

O draußen! Die weiße Rose weint ihr letztes Blütenblatt auf den harten, gefühllosen Tisch. Draußen, da fallen die Blätter ja auch. Aber dann sinken sie auf die braune, lebendige Erde und sind sie, wenn schon vom Zweige gelöst, doch irgendwie auf Heimatboden und finden Trost. Oh! Draußen! Und die Glutrosen trinken durstig einen kleinen, schmalen Sonnenstrahl in sich und träumen vom Morgen, wo der Tau frisch und kühl, wie Silberperlen auf den Kelchblättern liegt, und leichte Herbstfäden die Zweige durchziehen. Und manchmal schwebt ein letzter Schmetterling vorbei; es kann sein, daß er sich sogar für eine Weile auf der Blume niederläßt und ausruht und dann geht es wie ein Glühschauer durch jedes Blatt. Das leise Summen der Bienen und Mücken ist beseligend, und das Aufblitzen der bunten Käfer in der Sonne macht froh. Es hat da welche, deren Farben, vom Lichte getroffen, wie Feuer aufsprühen. In den Nächten aber vergessen sie die Kälte, weil sie nur immer nach dem Sternengefühl schauen, und in denen, da das Mondlicht niederfließt, sind sie glücklich. Und an den grauen Tagen liegt es wie Erwartung in ihnen, ein stilles, frohes Warten auf eine klare Nacht und einen sonnigen Morgen. Oft singt ja auch der Wind durch die Bäume und auch das macht froh.

Nein, die letzten Rosen des Jahres dürfte man nie brechen und im Zimmer sich freudlos verweinen lassen. Das ist, wie wenn man Menschen aus ihren letzten Erdentagen alles Schöne und Gute bannen würde, weil man denkt, es lohne sich ja doch nicht mehr.

Arme Rosen in der Kristallschale! Das letzte Blatt fällt schon ab, so müd, so müd. Und draußen liegt der Garten im Abendgold —

50 Jahre Kirchenfeldbrücke.

Zur Einweihung der neuen Vorrainebrücke im Jahre 1930 brachte die „Berne Woche“ einen kurzen historischen Abriss zur Geschichte der bernischen Brücken. Wir wollen nicht wiederholen, nur festhalten, was zum Verständnis des nachfolgenden Artikels absolut nötig erscheint. Lange Zeit vermittelte nur eine Fähre in der Gegend der heutigen alten Anpedbrücke den Verkehr von Westen nach Osten, bis 1255. Im folgenden Jahre wurde die hölzerne Anped- oder Untertorbrücke erbaut, die mehr als 200 Jahre der Gewalt der Wasser trogte. Im Winter 1460 brachte die Aare Hochwasser, das die Brücke arg beschädigte. So wurde es notwendig, angesichts auch der wachsenden Be-